

Das Vaterland der Arbeiter.

So oft die herrschende Klasse einen Krieg anzettelt, versucht sie mit den Schlagwörtern Vaterland und Patriotismus bei den Volksmassen Kriegsbegeisterung zu wecken. Der schöne Klang dieser Worte muß dann über ihren wirklichen Inhalt hinwegtäuschen.

Für die Kapitalistenklasse eines Landes hat das Wort Vaterland einen sehr vernünftigen Sinn. Es bezeichnet das Gebiet, über das sie als Herrscherin gebietet, das ihr zur Ausbeutung offen steht, und über deren Hülfquellen und Bewohner sie verfügen kann, um im Kriege gegen andere Kapitalistengruppen ihre Profitinteressen zu verteidigen. Daher hat dieser Patriotismus nichts mit einer Liebe zum heimatischen Boden und dessen Bewohnern zu tun. Von solchen sentimentalischen Empfindungen weiß sich das Kapital völlig frei. Es fühlt sich überall heimisch, wo ihm große Profite winken. Der Kapitalist spricht, gewiß, mit Liebe und Verehrung von seinem Vaterland; aber die liebevollen Blicke, mit denen er seine Heimat ansieht, sind den liebevollen Blicken zu vergleichen, mit denen er einen schönen Braten ansieht, den er verzehren will. Diese „Liebe“ zum Vaterland findet ihren angemessensten Ausdruck in den hohen Inlandspreisen, durch die die Syndikate ihre Volksgenossen schröpfen. Der kapitalistische Patriotismus hat als wirklichen Inhalt nicht irgendeine Liebe, sondern den feindlichen Gegensatz zu anderen Ländern. In dieser Gestalt wird er auch den Kindern in der Schule eingeprägt.

Dieser kapitalistische Patriotismus wäre schwerlich imstande, bei der Masse der Bevölkerung Begeisterung zu wecken, wenn er sich nicht mit dem Namen und dem Gewand der alten kleinbürgerlichen Vaterlandsiebe ausstattete. Aus den Lebensverhältnissen der früheren Kleinbürger und Bauern wächst als natürliche Folge ihrer Bodenständigkeit eine ganz andere Empfindung empor, eine positive Vaterlandsiebe, der die Spitze gegen fremde Völker steht, eine Liebe zur eigenen Scholle, zum eigenen Heimatort. Dort wohnten ihre Großeltern und Eltern, dort leben ihre Freunde und Bekannten; dort sind Sitten, Gewohnheiten und Mundart ihnen vertraut, dorthin sehnen sie sich zurück, wenn sie in die Ferne verschlagen sind. Mögen sie auch eine gewisse Abneigung gegen die Fremden empfinden, die sie nicht verstehen, so ist das doch noch kein Grund zum Kriegshaß. Neben sie über Feinde und Krieg, so denken sie an eine fremde Armee, die ihre Dörfer verwüstet und ihre Wohlfahrt vernichtet; dieser Gedanke läßt sie zu den Waffen greifen zur Verteidigung ihrer „Heimat“, d. h. ihrer friedlichen Wohlfahrt. Mag nun auch die Wohlfahrt und die Ruhe zum größten Teil verschwunden sein, so lebt doch diese Vaterlandsiebe als traditionelle Ideologie weiter. Sie führt die Volksmassen dazu, sich für kapitalistische Profitinteressen zu schlagen. Dieser Sachverhalt trat in der Agitation bei den Wahlsingewahlen klar zutage; um eine militärfromme Reichstagsmehrheit zu bekommen, wurden den zitternden Phylaktern Bilder mit von französischen Soldaten angeführten Dörfern ins Haus geschickt.

Nach der richtigen Empfindung, daß der als Feind zu bekämpfen sei, der die Wohlfahrt vernichtet, müßte der Krieg sich gegen die Kapitalisten des eigenen Landes richten. Sie sind die wirklichen Feinde ihrer Volksgenossen. Dessen sind sich aber nur die Arbeiter klar bewußt. Es mag sein, daß sie auch von einer Invasion einer feindlichen Armee einigen Schaden erleiden würden. Aber hundertmal schwerer fällt für sie das Elend, die Armut, der Hunger ins Gewicht, die die Kapitalistenklasse ihnen auferlegt. Nicht außerhalb, sondern innerhalb der Landesgrenze wohnt der Feind der großen Volksmasse.

Für die Arbeiter, die immer mehr die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, liegen die Verhältnisse ganz anders, als für die Kapitalisten und Kleinbürger. „Die Arbeiter haben kein Vaterland“, sagt schon das kommunistische Manifest. Der Sturmwind der kapitalistischen Entwicklung reißt die Arbeiter von dem Boden ihrer Väter los und wirbelt sie unaufhörlich durcheinander. Findet der Proletarier in Berlin keine Arbeit, so zieht er vielleicht nach Frankfurt oder gar über die Grenze. Nirgends kann er sich dauernd niederlassen; nirgends findet er auf seiner Wanderschaft die zufriedene Kleinbürgerliche Ruhe des früheren Dorfbewohners; überall begegnet er den-

selben Ausbeutern, demselben Elend, derselben Lebensunfähigkeit.

Was kann da das Wort Vaterlandsiebe für ihn bedeuten? Liebe zum eignen Wohnort? Er dient, wie seine Mietskassier, bloß zum zeitweiligen Aufenthalt. Oder Liebe zu den schwarz-weiß-roten Grenzpfählen? Sie bedeuten für ihn nur die Herrschaft, von der preussischen Polizei geschürigelt zu werden. Nur als Gebiet, wo ihm wegen der gleichen Sprache das Arbeiten und Leben bequemer ist, hat das Wort Vaterland, also im Sinne von Nation, eine praktische Bedeutung für ihn.

Statt dessen sprächen andere Gefühle in ihm empor. Die Lebensgemeinschaft, die der Kapitalist in seinem Staat, die der Bauer in seinem Heimatort findet, findet der Arbeiter in seiner Klasse. Seine Klasse ist sein Vaterland; ihr wendet sich seine Liebe zu. Überall, wo er hinzieht, findet er seine Klassengenossen, die seine Freunde sind, die mit ihm zusammen gegen den gemeinsamen Feind kämpfen, die durch ihre Solidarität ihm Kraft geben. Und diese Klasse überspringt die Grenzen der kapitalistischen Staaten; sie hört bei den fremden Sprachen nicht auf, sondern dehnt sich über die ganze Welt aus.

Der Kriegspatriotismus der Kapitalisten kann daher bei den Arbeitern nichts als den allerhöchsten Widerstand finden. Die deutschen Arbeiter sehen in den deutschen Kapitalisten ihre schlimmsten Feinde, in den französischen Arbeitern ihre Freunde und Genossen.

Selbstverständlich kann es Fälle geben, wo die Arbeiter aus eigenem Interesse an einem Krieg teilnehmen. Wenn das Land von einer rüstständigen, barbarischen Macht angegriffen wird, die die schon erreichte Entwicklungshöhe der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse zu vernichten droht, so haben die Arbeiter ein Interesse daran, ihr entgegenzutreten. Sie verteidigen damit die Bedingungen, die einen halbigen Sieg versprechen, also ihre eigene Zukunft. Aus diesem Grunde hatten die deutschen Arbeiter, so lange Rußland noch eine starke Militärmacht war, ihre Kriegsbereitschaft erklärt. Die russische Revolution hat aber die Voraussetzung zu jener Haltung vernichtet.

Auch kann es vorkommen, daß eine kleine Nation von einem großen Nachbar angegriffen und in ihrer Unabhängigkeit bedroht wird. Wir treten für das Selbstbestimmungsrecht aller Nationen ein; wir wissen, wie schwer die Arbeiter unter sprachlicher und nationaler Unterdrückung zum klaren Klassenbewußtsein gelangen. In einem solchen Falle, der z. B. für Serbien zutreffen könnte, werden die Arbeiter neben der Bourgeoisie kämpfen, um den Boden zu wahren, auf dem sie nachher mit Erfolg gegen ihre Bourgeoisie kämpfen können.

Aber für die westeuropäischen Völker hat dieser Fall keine praktische Bedeutung. Hier haben die Staaten und Nationen durch einen Entwicklungsprozeß von einigen Jahrhunderten einen festen Bestand bekommen. Es ist völlig ausgeschlossen, daß durch einen deutsch-französischen Krieg die deutsche oder die französische Nationalität in ihrer Selbstständigkeit bedroht werden könnte. Für einen westeuropäischen Krieg scheiden daher die Argumente des nationalen Selbstbestimmungsrechtes völlig aus. Bei einem solchen Krieg handelt es sich um nichts als um großkapitalistische Interessen, und für das Proletariat liegt kein einziger Grund vor, sich ihm nicht mit äußerster Energie zu widersetzen.

Uerschwörer und Lockspitzel.

I.

Die Aufmerksamkeit der zivilisierten Welt ist noch auf das ungeheure Ereignis gerichtet, das Licht geworfen hat in die dunkeln Tiefen, wo zwei Kampfmethode, die entgegengesetzte Ziele verfolgten, die revolutionär-terroristisch und die polizeilich-juristisch, einander näherten, berührten, und schließlich in einem Brennpunkt zugleich terroristischer und provokativer Tätigkeit verschmolzen.

Das Zusammenwirken des revolutionären Terrorismus mit der zaristischen Provokation, das auf dieser Seite benutzt, auf jener dagegen unbenutzt war, hat den Fall Asew und alles, was damit zusammenhängt, erzeugt. Aber weder der Terrorismus noch der Zarismus wollen ihr Kind anerkennen und beide verstoßen es mit denselben Worten: der Fall Asew sei ein reiner Zufall, die Folge der Mißbräuche unterer Beamten,

„Nein. Tag oder Nacht, das ist für uns einerlei. Wir sind ausgestoßen von den anständigen Menschen.“

„Weißt du was? Ich pfeif' auf die anständigen Menschen!“ Sie hatte sich aufgerichtet und im Zorn gesprochen. Als sie auf sein mageres, bleiches Gesicht sah, bedauerte sie ihre Ueberhebung. Mit einem bitteren Gefühl, wie sie es noch nie gespürt, trat sie an sein Bett.

Er stöhnte. „Es läßt mir keine Ruh, Trude. Der Lange kann ihn nichts lehren. Nichts von Bedeutung. Nur Kunststücke und Dummheiten. Er wird vollständig aufgehen in diesem jügellosen Treiben ohne Lebensziel.“

„Jügellos? Lebensziel? Vielleicht hast du recht, wer weiß es?“ Die Falte auf ihrer Stirn zeigte sich tief. Langsam sagte sie: „Mir scheint, es werden uns ohne unsern Zutun Jügel genug angelegt. Und man braucht wohl nicht das Pulver oder sonstwas erfunden zu haben, um glücklich zu sein. Aber was nützt uns alles Reden, 'mias? Die Notwendigkeit entscheidet. Auch diesmal. Wie immer. Vielleicht würde Friedrich allein gehen. Aber er hat vorläufig nur eine Hand zum Gebrauch. Wollen wir unsern Wagen in die Ecke schleben? Für einige Monate reichen unsere Erparnisse. Was dann?“

Jeremias wußte keine Antwort. Er stöhnte auf. „Ich sehe ihn nicht wieder, Trude.“

Sie trocknete ihm die schweißige Stirn: „Kannst du es wissen?“

„Weißt du es, Trude, ob er wiederkommt?“

„Ich hoffe es! Und wenn nicht — ihre Stimme nahm einen festen, metallenen Klang an, — dann muß es ertragen werden. Wie wir alles ertragen müssen, was uns machtlos sieht.“

Er wandte erstaunt den Blick zu ihr empor, zu diesen nackten, straffen Schultern, die niemand auf die Dauer beugen konnte, zu dem ernsten, festen Gesicht, aus dem ihm die Augen klar und willensstark ansahen. Und er mußte denken: In Grevesberg rauchen die Balken noch. Aber sie hat sich schon wieder aufgerichtet.

Sie reichte ihm die Hand: „Schlaf wohl, 'mias. Ich bin müde.“

(Fortsetzung folgt.)

nicht aber die natürliche und unvermeidliche Konsequenz der verkehrten und terroristischen Aktion auf der einen und des polizeilichen Systems auf der andern Seite.

Diese merkwürdige Uebereinstimmung zweier Verteidigungsmethoden, diese unerwartete Unterstützung des Zarismus durch den Terrorismus gibt zu denken. Es kann hier nicht genug Licht, nicht detailliertes Tatsachenmaterial genug herbeigeschafft werden, um die gegenseitige Lage des kämpfenden russischen Volkes und der sich hartnäckig verteidigenden russischen Regierung zu beleuchten und zu erklären. Es kommt darauf an, die verschiedenen revolutionären Methoden möglichst genau abzusuchen, damit niemals mehr ein verdächtiges Abenteuer die reinsten und begehrtesten Kräfte aus den revolutionären Reihen herausdrängen, Märtyrerblut den Zwecken des Zarismus opfern, das Bewußtsein der Massen verdunkeln könne. Darum ist eine rücksichtslose kritische Untersuchung der Taktik der verschiedenen russischen revolutionären Parteien notwendig, damit die in der Vergangenheit begangenen Fehler in der Zukunft keinen Schaden mehr anrichten können.

Im Falle Asew muß die erste Frage lauten: Ist die Asew'sche Provokation in der Tat ein zufälliges Ereignis, das Resultat irgendeiner Ungeklärtheit des Zentralkomitees der sozialrevolutionären Partei oder irgend eines Mißbrauchs von Regierungsbeamten? Die beiden Angeklagten — die sozialrevolutionäre Partei und die russische Regierung — sind gleich geneigt, diese Frage zu bejahen. In der Wirklichkeit jedoch ist ihre Lösung ganz anders.

Zu gewissen Zeiten der Geschichte, unter bestimmten politischen Bedingungen ist der Eintritt von Verrätern und Lockspitzeln in die geheimen Gesellschaften ebenso unvermeidlich wie das Bestehen jener Gesellschaften selbst. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf ihre Geschichte, um sich davon zu überzeugen. Ganz gleich, ob ihr Zweck die Befreiung von einer Fremdherrschaft oder den Sturz eines politischen Regiments gewesen sei, haben sie alle, die Carbonari, die Mazziniani in Italien, die blanquistischen Vereine in Frankreich, die revolutionären Organisationen in Deutschland vor 1848 wie zur Zeit des Sozialistengesetzes, ihre Verräter gehabt, die aus ihnen selbst hervorgegangen oder in sie eingetreten sind, und die um ihre Lage zu verbessern oder einfach aus Geldgier alles und alle verrieten.

Rußland bildet keine Ausnahme. Von der Gründung des ersten russischen Geheimbundes, der sogenannten Decabristen (1822—1826), an bis auf den heutigen Tag hat es in allen Parteien und Organisationen, soweit sie nur geheim, „unterirdisch“ waren, Verräter und Lockspitzel gegeben.

Es ist behauptet worden, eine Provokation wie die Asew'sche sei noch nicht dagewesen. Das ist insofern richtig, als vor Asew noch keinem Lockspitzel gelungen war, die Revolutionäre so lange Zeit irrezuführen, wie er es getan hat. Es hat schon einen Fall gegeben, wo ein Lockspitzel an der Spitze einer Organisation stand und die Führung von allen revolutionären Aktionen in der Hand hatte. Aber nie und nirgends ist es unfrei Willens geschehen, daß ein Agent der Polizei fast 2 1/2 Jahre lang die wichtigste Person einer revolutionären Partei blieb. Es lassen sich reichlich in der Geschichte Fälle auffinden, die dem Asew ähnlich sind. Asew hat in der revolutionären Bewegung Rußlands Vorgänger gehabt, die alles das beabsichtigten, was ihm zu vollbringen gelungen ist. Ich möchte da nur an den Fall Degajeff erinnern, der seinerzeit (1888) viel Aufsehen erregte.

Damals bestand in Rußland die terroristische Partei Narodnaja Wolja (Volkswille, 1879—1888), deren Zweck war, den Zaren Alexander II. zu töten, was ihr im Jahre 1881 gelang. Unter ihren Mitgliedern befand sich ein Artillerieoffizier, Sergius Degajeff, der eine sehr wichtige Rolle spielte und der sogar schließlich Mitglied des Zentralkomitees oder, wie es damals genannt wurde, des Exekutivkomitees wurde. Da er sich sehr kompromittiert hatte, wurde er eines Tages verhaftet. Bald darauf war er jedoch wieder frei. Er gab vor, er sei auf dem Wege vom Gefängnis zum Bahnhofe aus den Händen der Gendarmen entflohen. In Wirklichkeit verließ sich die Sache anders. Zu jener Zeit war der Chef der Petersburger Sicherheitspolizei der Gendarmenoberst Sudejkin, ein Mann, dessen Fähigkeiten als Detektiv tatsächlich bemerkenswert waren, und der denn auch sehr rasch Karriere gemacht hatte. Er war es, der in Rußland das System einführte, die verdächtigen Leute, auf Schritt und Tritt beobachten zu lassen, und der durch alle Arten von Korruption Lockspitzel in die revolutionären Organisationen einführte, indem er die Schwachen und Feigen unter der akademischen Jugend kaufte und verführte. Degajeff bot sich gleich nach seiner Verhaftung Sudejkin an, in seinen Dienst zu treten, um ihm seine Denarissen, die Mitglieder der Narodnaja Wolja, auszuliefern. Daraufhin wurde er, obwohl ihm die Todesstrafe oder zum mindesten lebenslängliche Zwangsarbeit drohte, sofort auf freien Fuß gesetzt. Die Terroristen, die an der Treue Degajeffs nicht den leisesten Zweifel hegten, glaubten die Geschichte seiner Flucht und betrachteten sie nur als einen neuen Beweis seiner Gefährlichkeit. Sein Ansehen wuchs ungeheuer und er erlangte unter den Mitgliedern der Narodnaja Wolja einen Einfluß, ähnlich dem, dessen sich Asew bei den Sozialrevolutionären erfreute. Durch seinen Verrat gewann er auch das Vertrauen Sudejkins. Von nun an war er zu jeder Niederträchtigkeit bereit. Um sich in den Augen seines Vorgesetzten Verdienste zu erwerben und rascher vorwärts zu kommen, fing er an, mit Sudejkin zusammen Pläne zu schmieden. Dieser war äußerst ehrgeizig und strebte sogar danach, Minister des Innern zu werden. Um dieses Ziel sicher zu erreichen, brütete er folgenden Plan aus:

Degajeff sollte eine besondere Kampforganisation bilden. Sudejkin würde dann unter irgendeinem Vorwande den Dienst verlassen. Er war sogar bereit, ein Attentat gegen sein eigenes Leben zu komplizieren, wobei er verwundet werden sollte — es scheint, daß er beabsichtigte, sich selbst eine Wunde beibringen, was jedenfalls weniger gefährlich war — wonach er leicht krankheitshalber aus dem Dienste würde scheiden können. Dann sollte Degajeff mit seinem Kampfpläne mehrere Attentate vollbringen: der Minister des Innern Graf Dimitri Tolstoj, der Großfürst Wladimir und einige andre hervorragende Persönlichkeiten sollten getötet werden. Ein herabgesetztes Wiederaufleben des Terrorismus, der um diese Zeit fast erloschen war, würde den Zaren mit Schrecken erfüllen; er würde dann einsehen, was er an Sudejkin verloren habe, und sich an ihn als an den einzigen Mann wenden, der den Thron und das Vaterland retten könnte. Sudejkin würde dann aber den offenen Posten des Ministers des Innern beanspruchen haben. Hätte der Zar ihm diesen verweigert, so wollte er sogar vor einem Attentat auf das Leben Alexanders III. nicht zurückweichen.

Aber Degajeff wurde bald seinen früheren Genossen verdächtig. Er gestand ihnen alles. Man versprach Gnade wahren zu lassen unter der Bedingung, daß er Sudejkin töten würde, der wegen seiner strengen Maßregeln zum Schutze seines Lebens sehr schwer zu erreichen war. Es gelang Degajeff in der Tat, Sudejkin unter einem Vorwande in seine Wohnung zu locken, wo er von zwei Revolutionären getötet wurde.

Wir sehen also, daß nur der unerwartete Tod Sudejkins ihn hinderte, seine Pläne zu verwirklichen, die ganz derselben Art waren, wie die 20 Jahre später von Asew und Raschowsky mit Hilfe der sozialrevolutionären Partei ausgeführten. Degajeff und Sudejkin sind demnach als die geistigen Väter jener durch den Mord hochgestellter Persönlichkeiten berüchtigt gewordenen zeitgenössischen Provokateure zu betrachten. Die Mordaktionen

seht, sich so durchzubringen, wie sie sind. So einer war ich. Am meisten hab ich mir selbst vorgelogen. Dir auch. Bin dir gefolgt und bin in Gedanken doch immer einen andern Weg gegangen als du. Nicht böswillig, nein. Ich konnte nicht anders. Und jetzt müßt ich heulen, weil wir da hinaus müssen. Verstehst du das? ... Aber es ist alles einerlei, wenn du bei mir bleibst. Und du bleibst ja bei mir.“

Sie drückte ihm die Hand: „Versuche zu schlafen, 'mias. Das viele Sprechen tut dir nicht gut.“

„Alles einerlei.“ Er schloß die Augen. — Es wurde eine sehr unruhige Nacht.

Friedrich legte sich in irgendeiner Ecke des Hauses nieder; Jeremias wäre gern bei ihm geblieben, aber die Mutter wies ihn auf sein Bett im Wagen.

Jeremias, der Alte, schlief fest und ruhig. Eine kleine, verdeckte Lampe brannte an seinem Lager. Erschöpft legte Frau Trude sich hin, halb angekleidet. Sie erhobte den Schlaf und glaubte ihrer Müdigkeit in wenigen Minuten erliegen zu müssen. Aber die Mattigkeit des Hirns wich, während die Glieder ruhten. Sie mußte hinübersehen zu ihrem Manne, mußte an die Worte des Arztes denken und daran, daß sie nun Abschied nehmen müsse von ihrer Glücksbude, von dem ungestörten Leben, den Wechselbildern der Natur, dem Marktreiben und manchem andern, das sie geliebt, weil es frei und weit und lustig war.

Sie wurde in ihrem träumerischen Grübeln durch die Stimme ihres Mannes gestört.

„Nein. Jeremias muß bei mir bleiben.“

Sie glaubte, er spreche im Traum.

„Hörst du, Trude?“

„Bist du wach, 'mias?“

„Ja. Unser Sohn soll dableiben. Ich will ihn um mich haben.“

„Sagtest du nicht, 'mias, ich solle es so einrichten, wie es mir am besten dünkt?“

„Ja, ja. Du hast mich wieder ausgeschaltet, Trude.“

„Wollen wir nicht warten, bis es Tag ist, 'mias?“